

da, sie zu laben. Drei Tage und drei Nächte braucht man, um die Toten zu begraben. Die Krankenwagen kommen nur langsam herbei, um die Verwundeten nach den nächsten Dörfern oder Städten abzuholen, wo sie verpflegt und geheilt, wo vielen von ihnen erst noch die zerschmetterten Arme und Beine abgenommen werden sollen. Ach, wie lange dauert es, bis sie alle an die Reihe kommen! Wie lang und schmerzvoll ist die Fahrt auf dem Wagen für die Unglücklichen! Und wenn sie dann im Lazarett anlangen, wie viele müssen auch da noch umkommen! Es sind nicht Hände genug vorhanden, sie zu speisen, zu tränken und zu verbinden.

Gräßlich waren diese drei Tage, die auf die Schlacht folgten. Hunderte von Menschen starben dahin unter schrecklichen Schmerzen, nur weil ihre Wunden durch Mangel an Pflege verschlimmert, durch Hitze und Staub vergiftet wurden.

Inmitten aller dieser Schreden sah man einen jungen Mann, der umherging und die Dienste des barmherzigen Samariters übte. Es war ein Schweizer aus der Stadt Genf, sein Name Henri Dunant. Er war durch den Krieg auf einer Reise aufgehalten worden und hatte so der Schlacht beigewohnt. Als er das Elend sah, ließ sein Herz nicht zu, daß er weiterfuhr. Er ging über das Schlachtfeld von einem Verwundeten zum andern mit einem Eimer Wasser und etwas Scharpie; er tränkte die Dürstenden, kühlte und wusch ihre Wunden. Bald fand er einige andre Reisende und nötigte sie, ihm zu helfen. Dann warb er Gehilfen und Wärterinnen und errichtete in einer Kirche ein Hospital für 500 Mann, deren Wunden wenigstens gewaschen wurden. Dann hüllte man die Unglücklichen in Decken und labte sie mit Suppe. Die Frauen und Jungfrauen des Ortes fügten sich seinen Anordnungen, gingen ihm wader zur Hand und scheuten weder Beschwerden, noch Ekel, noch Opfer.

Mehrere Wochen blieb Dunant bei dieser segensreichen Arbeit; darauf kehrte er nach Genf zurück. Hier schrieb er ein Büchlein, das er „Ein Andenken an Solferino“ nannte. Darin erzählt er, was er erlebt und getan hatte; hauptsächlich aber wollte er andre anregen, dasselbe zu tun. „Wäre es nicht möglich,“ fragte er, „schon in Friedenszeiten freiwillige Hilfsvereine zu gründen? Die müßten die Verwundeten im Kriege pflegen oder pflegen lassen; sie müßten zunächst die Militärärzte auf dem Schlachtfeld unterstützen und dann die Verwundeten in den Hospitälern pflegen, bis sie genesen wären.“